



LITERATUR IN DEN SPRACHEN BERLINS 2024

Pedro Kadir

**Letztes Jahr im Land der Geburt
(Auszug)**

Aus dem Französischen von Gernot Krämer

Ein Leichenfoto. Man sieht den Kopf und einen Teil der Brust. Ein Jugendlicher von sechzehn Jahren, getötet an der Front im Südwesten des Iran, an der Grenze zum Irak.

Das Gesicht ist entstellt, geschwollen, schwärzlich, zur Grimasse erstarrt. Die Züge sind gewaltsam verzerrt, sie bilden Falten um die geschlossenen Augen herum, der Kiefer hängt zur Seite, im halbgeöffneten Mund sind ein paar Zähne zu erahnen.

Das Bild verfolgt mich seit ein paar Wochen. Ich weiß nicht, warum. Ich bin in Berlin und lebe hier. Es kommt aus weiter Ferne, aus meiner Jugendzeit, meinem letzten Schuljahr im Iran. Oder besser gesagt, was wiederkehrt, bin ich, wie ich lange vor dem Bild stehe oder einen flüchtigen Blick darauf werfe oder im Vorbeigehen nicht hinzugucken versuche.

Ich sehe das Bild jeden Morgen im Hauptgang des Gymnasiums auf dem Weg zu meinem Klassenraum. In der Pause verweile ich manchmal davor und versuche ihn wiederzuerkennen, mit dem ich noch im vergangenen Schuljahr Umgang hatte, den ich fast täglich sah. Eine geduldige Anstrengung, um das Gesicht wieder zusammzusetzen, eine Verbindung zu schaffen zwischen dem Lebenden und dem Gesicht des Toten auf dem Foto. Umsonst. Ich wäre nicht in der Lage gewesen, die sterblichen Überreste zu identifizieren. Ab und zu, wenn ich das Bild anstarre, errate ich in den entstellten schwarzen Zügen des Gesichts flüchtig den Lebenden. Um diese Erscheinung zu bannen, bedarf es großer Konzentration. Das geht nur mit einer Willensanstrengung, die freilich zum Scheitern verurteilt ist. Die Entstellung macht jede Identifikation unmöglich. Schwer vorstellbar, dass eine solche Metamorphose überhaupt möglich ist, dass man jemanden überhaupt nicht mehr wiedererkennt. Es ist nicht die Fotografie eines Menschen auf dem Totenbett, die Totenmaske eines leblosen, aber sonst intakten Gesichts. Das verwüstete, verzerrte Antlitz ist von anderer Art, es gehört einer anderen, fremden, unergründlichen Ordnung an. Er ist weit entfernt von allem, von dem Lebenden, der er war, von mir und der Welt. Es ist nicht einfach das Gesicht eines Toten, sondern das verunstaltete Gesicht eines im Augenblick des Todes zerfetzten Körpers. Er ist immer noch vor mir auf dem Foto und ich versuche ihn weiter zu erforschen.

Es sollte neun Monate dauern. Das ganze Schuljahr. Ein unumgängliches Ritual. Vom Eingang ins Gebäude gibt es keinen anderen Weg in den Klassenraum im zweiten Stock. Ich kann vorbeigehen, ohne das Bild anzugucken. Manchmal mache ich das. Aber ich kann es nicht ignorieren. Ganz egal, ob ich hingucke, das Bild schaut mich an, wenn ich vorbeigehe. Ich fürchte diese Stelle, als müsste ich an einem ruhenden Raubtier vorbei. Ich weiß, dass es da ist, und spüre die Last seines Blicks, seiner geschlossenen Augen auf mir. Das Gesicht des Toten ist blicklos, der Blick des Bildes aber ist durchdringend. Und ich sehe die geschlossenen Lider, die graue, blutleere Haut, den schlaffen Kiefer, die zusammengekniffenen Lippen, ein paar kaum wahrnehmbare Zähne. Ich sehe alles, ohne das Bild zu betrachten. All das hat sich tief in mir eingegraben, weil ich einen Augenblick hingeschaut habe, der sich dann in mir ausgedehnt hat, oder längere Zeit im

leeren Gang während der Pause, wenn die Schüler sich im Hof drängen, oder nachmittags vor dem Heimweg. Es ist eine unwillentliche Einverleibung. Was ich in mir wachhalten möchte, ist die Erinnerung an den Freund und nicht das Bild seines unkenntlichen Leichnams.

Das Bild verfolgt mich nach so vielen Jahren wieder. Ohne Grund. Es bleibt vor mir. Eine unerbittliche Gegenwart. Die Erinnerung daran kehrte manchmal wieder, aber nicht das Bild als solches mit der ganzen Last jener Zeit. Ich glaubte es zwar nicht vergessen, aber einsortiert zu haben. Ordentlich und angemessen einsortiert, ad acta gelegt und weggesperrt in seiner ganzen Seltsamkeit. Und plötzlich taucht es wieder auf mit der ganzen Dichte jener Zeit, als es in mein Leben trat, in jenem letzten Jahr im Land meiner Geburt. Eine große Leere klafft zwischen damals, als ich das Bild täglich sah, und der neuen Zeit, die ein paar Wochen vor seiner Wiederkehr angebrochen ist. Eine große Leere, in der es reine Erinnerung war. Belastend, prägend, unvergesslich, aber nur Erinnerung. Der überwundenen Vergangenheit. Der Jugendliche vor dem Bild von einst war selbst nur noch Erinnerung, aber auch er kehrt wieder, fixiert das Bild des im Krieg gefallenen Freundes. Er wendet sich an mich, und das Bild springt aus der Schublade im Kopf, wo es einsortiert war. Ich dachte, wir hätten voneinander Abschied genommen, der Jugendliche in mir und ich, und seit ich das Land verließ, das Studium abschloss, das Leben eines Erwachsenen führte, wären wir im Frieden miteinander und er ruhe in mir und habe sich abgefunden mit dem Bild und allem anderen vor meiner Ausreise aus dem Iran. Doch der Jugendliche läuft in letzter Zeit neben mir her und sagt, dass der Blick der zusammengekniffenen Augen ihn immer noch verfolge, dass er damit nicht fertig werde, in Wirklichkeit nie damit fertig geworden sei. Er läuft in Berlin neben mir her und flüstert mir ins Ohr. Du wolltest, dass es so wäre, aber so ist es nie gewesen.